

"Twann einst und jetzt"

Autor(en): **Bieri, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 40

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

thoden die Schwere der Arbeit berechnen, danach ordnen sich die einzelnen körperlichen Leistungen folgendermaßen ein: Lesen am Tisch: 1,27; Schreiben: 1,82; Schneiderarbeit: 1,82; Tischlerarbeit: 2,9; Wäschfrauenarbeit: 4,21; Ping Pong: 4,5; Steinmetzarbeit: 5,5; schnelles Laufen: 9,7; Ringen: 12,3. Diese Zahlen geben eine recht interessante Uebersicht über die Schwere verschiedener Arbeiten, aber sie verraten natürlich noch keineswegs, warum die eine Arbeit schwerer als die andere ist. Die Beantwortung dieser Fragen bildet einen wichtigen Abschnitt im Aufgabengebiet der Arbeitsphysiologie; es hat sich beispielsweise herausgestellt, daß bei manchen Arbeiten die Ursache allzu rascher Ermüdung gar nicht im Bereich der eigentlichen Arbeit, sondern in einem scheinbar ganz nebensächlichen Umstände zu finden ist. So zeigte es sich, daß die ermüdende Arbeit einer Schreibmaschinistin nicht im eigentlichen „Tippen“ besteht, sondern darin, daß sie beim Schreiben den Kopf in einer nach vorn gebeugten Stellung zu halten hat. Durch zweckmäßige Formgebung der Büreamöbel, der Höhe des Tisches usw. läßt sich auf Grund arbeitsphysiologischer Feststellungen eine wesentliche Verbesserung der Arbeitsbedingungen, damit also ein verspäteter Eintritt der Ermüdung erreichen.

Abwechslung bei der Arbeit.

Als eine der wichtigsten Maßnahmen im Kampfe gegen vorzeitige Ermüdung bei der Arbeit haben die Wissenschaftler die Abwechslung erkannt. Abwechslung in jeder Form, also in geistiger und körperlicher Hinsicht. Nehmen wir ein Beispiel, etwa Bedienen einer Maschine. Bei dieser anscheinend leichten Arbeit werden oft weniger die Muskeln, als bestimmte Teile des Gehirns und Rückenmarks vorzeitig ermüdet, weil sie ständig beansprucht werden. Durch kleine Aenderungen des Arbeitsprozesses, die eine gewisse Abwechslung in der Arbeit gestatten und durch ganz kurze Pausen zwischen den Arbeitsvorgängen, läßt sich die Ermüdungsgefahr stark herabdrücken — überhaupt ist die Wahl des richtigen Arbeitstempas und die Wahl der Pausen eine arbeitsphysiologisch ungemein wichtige Frage, die bei jeder einzelnen Arbeit genau geprüft werden muß. Es zeigte sich nämlich beispielsweise, daß man das Tempo der Arbeit und die Wahl der Pausen in den einzelnen Tagesstunden ganz verschieden einteilen muß, weil die Arbeitsbereitschaft des menschlichen Körpers durchaus nicht zu allen Stunden die gleiche ist. Man wird also bei Fleißarbeit das Tempo des Bandes genau der wechselnden Arbeitsintensität anpassen müssen; bei sonstiger Arbeit wird man durch entsprechende Pausen zu verschiedenen Zeiten (die Pausen sollen keineswegs unter 5 Prozent der Gesamtarbeitsdauer betragen) auf die Schwankungen der Leistungsfähigkeit Rücksicht nehmen müssen. Die Arbeitsphysiologen haben zu diesem Zweck eine Uhr konstruiert, die vor den Arbeiter gestellt wird und ihm jeweils anzeigt, ob er an den einzelnen Tagesstunden zu schnell oder zu langsam arbeitet.

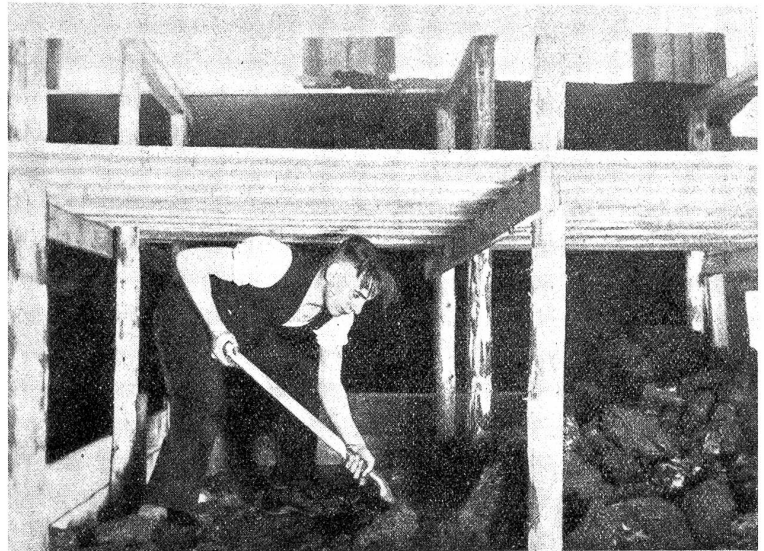
Alle diese Forschungsergebnisse lehren uns immer deutlicher, wie entscheidend wichtig die Berücksichtigung des menschlichen Faktors bei der Arbeit ist. Dr. H. Werner.

„Twann einst und jetzt“.

Von Ernst Bieri. *)

Wir besitzen zwar den großen „Bärndütsch“-Band „Twann — Seeland, 2. Teil“ von Emanuel Friedli und

*) Ernst Bieri, Twann einst und jetzt. Abraham Rösselet und seine Zeit (1770—1850). Mit Bildern von A. Jäger. Kartoniert Fr. 5.80. Verlag von A. Franke u. G., Bern.



Wissenschaft hilft dem Bergmann.

Hier werden die für den Bergbau günstigsten Schaufeln nach arbeitsphysiologischen Grundsätzen ausgesucht.

wären über das alte malerische Rebdorf drüben am Bielersee in jeder Hinsicht unterrichtet: was Land und Leute, Sprache, Sitten und Gebräuche, Vergangenheit und Gegenwart anbelangt. Aber eben — das Buch ist umfangreich, ist sehr substanzvoll, d. h. mit Tatsachen gefüllt, so daß es dem wissenschaftlich Interessierten mehr bietet als dem bloß auf unterhaltsame Lektüre Bedachten. Das überlegte sich Ernst Bieri, der heimliche Poet, der seine Gemütschublade mit frohen, farbenstarken Twanner Erinnerungen vollgestopft sah und sich des Gestaltungsdranges nicht mehr zu erwehren wußte, und er setzte sich hin, um das Twannbuch zu schreiben, das alle Heimatfreunde, auch die beutelschwachen und mühevorkürzten, kaufen und lesen können. Dabei ist nicht nur ein Buch entstanden, das alle lesen können, sondern eines, das man lesen muß. Denn Bieris Enthusiasmus packt und fesselt und löst einem erst los, wenn man sein Buch zu Ende gelesen hat.

Ernst Bieri gehört zu den Begeisterungsfähigen, die sich ihren Jugenderinnerungen in Treue verpflichtet fühlen. Vor dreißig Jahren hat er seinen Twanner Eindrücke die gemütsbetonten Grundlagen gegeben; damals als er als junger tatendurstiger Sekundarlehrer die Gassen und Gäßchen mit ihren altersgrauen Häusern und Häuschen durchschritt; als er seine Streifereien durch das Rebdorf und seine Schlucht, als er seine Nachtfahrten auf dem See, von der Insel Rousseaus heimkehrend, unternahm und die blaue Blume der Romantik suchte; als er mit dem Gemischten Chor Theater spielte und mit den Dorfhonoratioren politisierend am Wirtshaustische saß; als er in den Archiven alte Papiere durchstöberte, als er genießend und forschend Gegenwart und Vergangenheit der sonnenwarmen Twanner-Umwelt an sein jugendstarkes Herz riß. Später, in der Reife seiner Jahre, hat er diese Eindrücke durch historische und literarische Studien vertieft. Er ist dabei u. a. auf die „Souvenirs d'un ancien militaire“ des Twanner Abraham Rösselet gestoßen, eines vielerprobten alten Söldnerführers, der die Bastille verteidigen half, der mit Napoleon nach Rußland zog, als Bataillonschef der Schweizergarde den Bourbonen diente und 1850 in Bern starb. Das Lebensbild dieser markanten Soldatenfigur, zugleich ein höchst interessantes Zeitbild, füllt und rundet nun sein Erinnerungsbuch.

Bieris Darstellung ist ein reizvolles Gemisch von historisch-sachlicher Berichterstattung und phantasievoller, poesie-



Twann. Die Bärenlante. (Aus E. Bieri, Twann einst und jetzt. Verlag A. Francke A.G., Bern.)

starker Naturschilderung. Nie aber wird sein Stil trocken, immer weiß er in den Tatsachenbericht — sei es, daß er Historisches, Kulturhistorisches, daß er Volkswirtschaftliches oder Geographisches aufzeigt — persönliche Erlebnisse einzuflechten. Er bezeugt dabei seine fast rührend begeisterte Naturverbundenheit und seine bekennniswarme Aufgeschlossenheit, die immer wieder J. J. Rousseaus Geist vor uns auftauchen läßt — dem er übrigens in einer lesenswerten Darstellung des Inselerlebnisses mit innerstem Verständnis nachgegangen ist.

Wir sind versucht, aus einem jener stilbeschwingten Kapitel, wo er historischer Romantik oder Rousseauscher Naturenthousiasmus die Zügel schießen läßt, zu zitieren. Wir denken da an das glänzend geschilderte „Fest auf der Freiberrenburg“ oder die Idylle „Die Twannbachschlucht“. Aber wir begnügen uns mit der Wiedergabe eines sachlicheren, heute aktuelleren Textstückes aus dem Kapitel „Alte Rebbausätze“. Dies mit dem Nebengedanken, es möchte der eine oder andere Leser zu einer Sonntagsfahrt hinüber ins Rebgebiet stimuliert werden. Allen Lesern aber möchten wir damit Bieri's Twannbuch warm empfohlen haben.

„Das äußerste Haus westwärts in der alten Häuserreihe ist das Ballishaus. Durch das schöngewölbte Haustor aus Haute-Rive-Stein betreten wir das Haus. Der breite, gewölbte Hausgang geht unter dem ganzen Haus hindurch und auf der Seeseite wieder hinaus. Wenn draußen über Haus und Garten der Hochsommer brütet, ist's da drinnen herrlich kühl. Gewölbte Tore führen durch dicke Mauern hindurch zu den großen, kühlen Kellerräumen. Der größte ist der „Trüelraum“. Durch das einzige vergitterte Fenster

fällt das Licht auf die große Traubenpresse, den Trüel. In der gegenüberliegenden, dunklen Ecke steht versteckt das Brennhäuschen mit dem Brennhasen. Da wird zur Winterzeit, wenn die kalten Nebel um die Häuser brauen, aus den Traubenrüdständen, dem „Treber“, der Treberschnaps gebrannt. Ein rechter Zwanner trinkt den Schnaps nicht selber, den er brennt, er trinkt nur den edlen Wein. Darum wohl steht der Brennhasen so verschämt in der finstern Ecke. Aber die auf dem Treber gefochte „Treberwurst“ läßt er sich schmecken. Ein kräftiges Schloß sichert die eine der drei Bogentüren im Trüelraum. Wenn wir den schweren Schlüssel umgedreht und den starken Riegel zurückgeschoben haben, stehen wir im Weinkeller. Zehn Fässer, in zwei Reihen den Wänden nach aufgestellt, bergen je 2—4000 Liter des geschätzten Rebenensafts. Da ruht er aus, nach verbrauchter, gährender Jugend. Ruhig und abgeklärt erwartet er gelassen hinter dicken Eichenwänden sein weiteres Schicksal.

Einmal im Jahr, während des „Leset“, kommt reges Leben in diese stillen Kellerräume. Da dreht sich langsam die dicke Trüelschraube, von kräftigen Armen herumbewegt, und darunter weg fließt das süße Most in den Bottich. Alle Kellertüren stehen weit offen, und ein geschäftiges Aus und Ein und Hin und Her, ein lautes Reden und Kommandieren herrscht dann da unten vom Morgen bis am Abend. Die „Züber“ mit den gestampften Trauben kommen angefahren. Rasch werden sie nach dem Trüel gebracht und ausgeleert und wieder geht's dem belebten Rebberg zu. Hier trägt ächzend der Brententräger seine schwere Traubenlast über die schmalen Mauertreppchen zu den Zübern auf die Straße hinunter und laufen emsig die flinken Hände der Leserinnen an den Stöcken auf und ab, die köstlichen Trauben zu brechen. Und noch flinker laufen dazu die nimmerruhenden Zungen der muntern Schär. Bis tief in die Nacht hinein sieht man Licht in den Kellerrufen. Spät kommt in dieser Zeit der Rebhauer ins Bett. Denn wie beim Bauer in der Heu- und Kornerte heißt's im Leset die Zeit nützen.

Das Haus enthielt, als ich darin wohnte, rechts und links der breiten Treppe in zwei Stockwerken eine Menge Zimmer und Wirtschaftsräume. Auch die große, dunkelgetäfelte Empfangsstube fehlte nicht mit alten Goldspiegeln und echtem Renaissance-möblier. Mein Schlafzimmer im Ballishaus besaß einen Balkon gegen den See hinaus. Das Rebspalier kletterte drüber hinauf, und aus dem feingezackten Reblaub hingen im Herbst die goldgelben Mustatellertrauben über die Balkontüre hinunter. Ihr herrlichen Sommerabende am offenen Fenster auf den stillen See hinaus, wenn die milden Abendwinde den süßen Duft der blühenden Reben zu mir hinauf ins Zimmer trugen! Wunderbare Nächte, wie oft hat euer Zauberweben mich auf diesem Balkon berückt, wenn der Mond sein Silberlicht über den See ausgoß, am klaren Nachthimmel die Sterne funkelten und blitzten und draußen die leichtbewegte Wasserfläche glänzte und gliberte, wie von Diamanten übersät. Ringsum die große, tiefe Stille der schlafenden Natur! Im Reblaub an der Hauswand flüstert leise der Wind, im Schilf drüben plätschern die Wellen und schlagen dumpf an die Bootwand in der mondüberglänzten Bucht.

Wenn aber der Vollmond einen goldgewirkten Teppich über den See legte bis zur Insel hinüber, da hätte ich oft über den goldenen Pfad hinweg hinübergehn mögen, den Elfentanz zu sehn vor dem großen, alten Tanzhaus, unter den mächtigen Eichen im Wald oben und unten beim Inselhaus den längstverstorbenen Mönchen zu lauschen, wenn sie in den hellen Nächten hinter den altersgrauen Klostermauern ihre frommen Vitaneien singen.“